

H A R K

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

B O H M



A M R U M

R O M A N



ullstein

HARK BOHM wurde 1939 in Hamburg geboren und verlebte seine Kindheit auf Amrum. Er ist einer der bekanntesten Regisseure, Drehbuchautoren und Produzenten Deutschlands. Zu seinen größten Erfolgen gehörten *Nordsee ist Mordsee*, *Yasemin* und *Aus dem Nichts*, für dessen Co-Autorenschaft er mit dem deutschen Filmpreis ausgezeichnet wurde. Für sein Lebenswerk wurde ihm zudem der Ehrenpreis des deutschen Filmpreises verliehen. Sein erster Roman *Amrum*, den er gemeinsam mit Philipp Winkler schrieb, wurde sofort zum *Spiegel*-Bestseller.

PHILIPP WINKLER, 1986 bei Hannover geboren. Arbeiterkind und Hochschulabsolvent in 1. Generation. Schreibt Romane und Drehbücher. Sein Debütroman *Hool* war Spiegel-Bestseller, stand auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises und wurde mit dem ZDF aspekte-Literaturpreis für das beste deutschsprachige Debüt ausgezeichnet. Seine Werke wurden in mehr als zehn Sprachen übersetzt und mehrfach für die Bühne adaptiert. Filmadaptionen aller seiner Bücher sind in Arbeit.

HARK BOHM
& PHILIPP WINKLER

AMRUM

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,

10117 Berlin 2024 / Ullstein Verlag

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einer Vorlage von Büro Jorge Schmidt, München

Titelabbildung: © Dirk Wustenhagen / Arcangel

Autorenfoto: © Uwe Aufderheide

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-07008-7

Für Natalia

»Am Strande weht das Gras.«

Theodor Storm

Bald würde sich die Nacht in die Schatten zurückziehen, die die Dünen in ihre Täler warfen. Das erste Licht des Tages würde zunächst kaum wahrnehmbar und blass wie eine Vorahnung am östlichen Horizont erscheinen. Aber noch lagen die Dünentäler ausgekühlt und dunkel da, unberührt vom neuen Tag.

Die Silbermöwe glitt mühelos, ohne Flügelschlag, über die mit Flechten, Moosen und Heidekraut bewachsene hügelige Landschaft, die den Dünen vorgelagert war. Von irgendwoher erklang das ansteigende, plötzlich die Stille zerreißende Trillern von Austernfischern, die sich in die Luft erhoben hatten. Dazwischen die klagende Altstimme eines Brachvogels, vom Wind aus den Salzwiesen herbeigeweht. Die Möwe ließ sich den Hang einer Düne hinauftragen. Den Schnabel weit aufgerissen, stimmte sie mit mehrmals aufeinanderfolgenden heiseren Rufen in den Chor der anderen, ständig wechselnden Vogelstimmen ein. Sie hob sich leicht über den Strandhafer hinweg, der oben auf dem Kamm der Düne im Westwind wogte. Zusammen mit der Brandung des Meeres gab der Wind Rhythmus und Akkord vor, allgegenwärtig und unablässig – das Grundrauschen der Insel, unabhängig vom Kentern der Tiden, vom Wechsel von Tag und Nacht.

Hinter dem Dünengras, das sich immer wieder dem auf-

landigen Wind beugte, um sich dann wie aufatmend kurz wieder aufzurichten, öffnete sich der Blick auf eine Kolonie brütender Möwen, die Nester mit den Vögeln weit in die Landschaft gestreute weiße Punkte. Die Silbermöwe strich darüber hinweg, während einzelne Vögel aus der Kolonie aufstiegen. Am Himmel war die Silhouette einer Rohrweihe erschienen, und die brütenden Möwen zögerten keinen Augenblick, sie anzugreifen und zu vertreiben. Die Rohrweihe drehte angesichts der auf sie zufliegenden schreienden Möwengruppe ab und strich nach Osten davon. Die Möwen beruhigten sich, ihre kraftvollen Flügelschläge ließen nach, und sie glitten dahin, getragen vom Westwind, kreisten und ließen sich in die Höhe tragen.

Die Dünenlandschaft aus Licht und Schatten, die schier endlos erschienen war, wurde unter ihnen immer kleiner. An ihrem Rand war der von Heidekraut bewachsene Geestrücken zu sehen, der schon bald, wenn die Heide blühte, in einer Mischung aus Rot-, Blau- und Violett-Tönen erstrahlen würde. Noch höher stiegen die schwebenden Möwen, und nun lag die Inselwelt zur Gänze unter ihnen: Wittdün und die lange Landungsbrücke, der Pier von Steenodde, der Leuchtturm bei Süddorf, Nebel mit seinen Reetdächern, die Kirche, Norddorf, und noch nördlicher der Zipfel der Insel, die Odde, das Quermarkenfeuer im Westen, die Vogelkoje, der Friedhof der Namenlosen. Sandige Weiden, wenig fruchtbares Land, die Marschen und die Salzwiesen – genau wie die Dünen voller Vogelleben.

Unter alldem: der jahrtausendealte Geestkern aus skandinavischem Gestein, Geschiebelehm, Schmelzwasser- und Decksanden. Die Insel Amrum spannte sich, einem Bogen gleich, weit draußen gegen die offene Nordsee. Auf der Bran-

dungsseite legte sich das lange, breite, helle Band des Kniepsandes an die Dünenlandschaft der Westküste, und auf der anderen, dem Festland zugewandten Seite, hinter Deich und Salzwiesen, breitete sich das Wattenmeer aus.

Die Möwenschar ließ sich auf dem ungewöhnlich sanften Westwind dieses Morgens über der Norddorfer Marsch sinken. Was sich zuvor in der Dämmerung nicht abgehoben hatte, nahm nun langsam Gestalt an: eine Gruppe weidender Rinder, ein Pferdewagen an einem Feldweg, ein von zwei Pferden gezogener Pflug auf einem Acker, geführt von einer Frau. Und ein Stück dahinter zwei blonde Kinder, die sich langsam eine Furche entlangarbeiteten. Die beiden Jungen, vertieft in das, was sie taten, sahen nicht auf, als die Möwen über sie hinwegzogen, in Richtung der aufgehenden Sonne und des Watts, das im Licht der ersten Sonnenstrahlen feucht schimmerte.

Nanning stand breitbeinig über einer der zahlreichen Furchen auf dem Acker. Er ließ eine Kartoffel hineinfallen. Dann stakste er voran, die Knie durchgedrückt. Derweil langte er in das Tuch, dessen Knoten ihm das Gewicht der Kartoffeln in den Nacken presste, und ließ eine weitere in die Furche plumpsen. Ein paar Schritt hinter ihm häufelte Hermann mit einer Hacke den aufgelockerten grauen Geestboden über die vorgekeimten Kartoffeln.

Als die beiden Freunde angefangen hatten, den Bendiexens bei der Feldarbeit zu helfen, zwei Jahre zuvor war das gewesen, da hatten sowohl Hermann als auch Tessa Nanning gesagt, er denke zu viel. Unabhängig voneinander. Das sei sein Problem. Wenn er, wie an diesem Tag, dran war, die Kartoffeln zu legen, ging es der Bäuerin bisweilen nicht

schnell genug. Aber Hermann und er wussten, dass Tessas Rumberböcke oft gar nicht mal so ernst gemeint war. Sie sich manchmal einfach Luft machen musste. Wahr blieb es dennoch. Nanning dachte zu viel darüber nach, ob die Kartoffeln nun denselben Abstand zueinander hatten oder er noch eine Fußlänge weitergehen sollte. Oder eher zurück? Und dann fing sein Kopf an zu rasen. Er, Nanning, wäre dafür verantwortlich, wenn die Kartoffelernte in die Binsen ginge und die Norddorfer in Kriegszeiten verhungern würden. Seiner Mutter würden sie eine Mitschuld geben, hatte sie ihn doch in diese Welt gesetzt. Noch dazu würde seine Mutter ja ebenfalls verhungern. Und das alles nur, weil er die Kartoffeln zu eng oder zu weit auseinander gelegt hatte. Natürlich gab er das Tessa gegenüber nicht zu. Selbst Hermann sagte er davon nichts. Aber als bester Freund, dachte Nanning später, da hat man Ahnungen, auch wenn man nichts Genaueres weiß. Dafür ist man das ja schließlich – ein bester Freund.

»Kommt mit der Übung. Einfach machen, denn kommst erst gar nich' groß ins Denken«, hatte ihm Hermann damals gesagt.

Es stimmte. Die Übung machte es. Je weniger Nanning an mögliche Folgen dachte, desto schneller wurde das Kartoffelnlegen zu bloßer Routine. Je mehr er den Kopf ausschaltete und darauf achtete, wie sich die krümelige Geesterde zwischen seinen Zehen anfühlte. Wie das stete Pusten und Luftholen des Windes klang. Das Rauschen des Meeres und das vielstimmige Durcheinander der Vogelrufe.

Was Nanning nur eine Sekunde zuvor noch für einen Teil der Brandung gehalten hatte, wurde jetzt lauter und bohrte sich durch das singende und pfeifende Geflecht. Er hob den Kopf, kniff die Augen zusammen und riss sie sogleich wieder

auf. Aus dem Gleißeln der Morgensonne dröhnte ein Geschwader Bombenflugzeuge heran. Mit einem einzigen Satz war Nanning bei Hermann, der seine Augen mit der Hand beschirmte. Nanning grapschte nach der Hacke und stemmte sie sich in die Schulter. Am anderen Ende, das er nun gen Himmel richtete, stellte er sich das Korn vor und nahm, am Stiel entlangblickend, einen der sich nähernden Bomber ins Visier. Flach wie eine Scholle schaute seine Zungenspitze zwischen den Lippen hervor. Er wartete auf den richtigen Moment. Dann drückte er ab. Dreimal. *Tack, tack, tack* machte es in seinem Kopf. Bei jedem Schuss ahmte er einen Rückstoß nach. Dazwischen lud er die Hacke nach. *Tschack, tschack* in seinem Kopf. In dem Augenblick, in dem er erneut ansetzte, nachzuladen, warf das von ihm anvisierte Flugzeug eine Bombe ab. Die Hacke fiel Nanning aus der Hand. Mit einem winzelnden Kreischen, das ihm in den Ohren stach, fiel die Bombe herab. Er hörte Tessas Pferde wiehern und wandte sich um.

»Hohoho!«, machte Tessa.

Die Pferde bäumten sich auf und traten aus. Geschirr und Deichsel hielten sie davon ab, zu steigen. Tessa hatte die Zügel straff gepackt und wurde hin- und hergerissen. Dabei löste sich ihr Haarknoten, sodass es aussah, als wäre sie mit einem Armvoll Stroh beworfen worden.

Das dumpfe Geräusch von Aufschlag und Detonation der Fliegerbombe ließ Nanning unwillkürlich den Kopf einziehen und zurück nach Osten blicken. Er sah, wie aus dem Watt eine spritzende dunkle Wucht von Schlamm gegen den Morgenhimmel aufstieg. Auf ihrem Höhepunkt schien sie für einen Moment zu verharren, erstarrt zu einem gigantischen grauen Baum. Dann regneten Schlick und Matsch

herab. Das Bombergeschwader zog mit knurrenden Motoren über die Insel. Nannings Blick folgte ihnen über die Dünen hinweg, auf die offene See raus und zum Horizont, der für ihn verdeckt war und irgendwo weit, weit hinter der Jungnamensandbank lag. Nanning stand der Mund offen. Er hörte Hermann schwer atmen. Die Nordsee brandete an die Insel. In einem lang gezogenen Muhen rief von irgendwo in der Marsch ein Rind über den Geestrücken. Und die Vögel nahmen ihre nicht enden wollende Unterhaltung wieder auf, klagten und schrien ringsumher. Das Geträller einer Feldlerche zog Nannings Aufmerksamkeit auf sich. Er suchte den Himmel nach ihr ab.

Drüben half Tessa dem rechten ihrer beiden fuchsfarbenen Schleswiger dabei, sein ins Geschirr getretenes Hinterbein frei zu bekommen. Während sie beruhigend auf die beiden Pferde einredete, legte sie sich die Zügel über die Schulter und knotete rasch ihr Haar wieder zusammen. Dann griff sie nach der Gabel des Pflugs, und mit einem Zungenschnalzen trieb sie die Pferde erneut an. Mit nickenden Köpfen zogen sie an. Nanning war einmal mehr beeindruckt, mit welchem festem Griff Tessa den in der steinigen Erde holpernden Pflug in der Spur zu halten vermochte. Auch Hermann und er hatten sich einmal daran versucht, waren beide aber nicht in der Lage gewesen, die Pfluggabel unter Kontrolle zu bekommen. Bei seinem Versuch war Hermann von den Griffen des wild umherspringenden Pflugs um ein Haar niedergestreckt worden.

Über dem sich Stück für Stück vorarbeitenden Pflug erspähte Nanning jetzt die Lerche. Sie war nicht mehr als ein kleiner flatternder Punkt am farblosen Morgenhimmel. Ihr endlos kreisendes Tirilieren aber klang für Nanning so

nah, als säße sie auf seiner Schulter und zwitscherte ihm ins Ohr.

»Eh!«

Hermann stieß ihn von hinten mit dem Ende des Hackenstiels an. Nanning hatte nicht einmal mitbekommen, dass Hermann die Hacke aufgehoben hatte. Geschweige denn, dass er inzwischen alle gelegten Kartoffeln mit Erde bedeckt hatte. Nanning machte einen eiligen Ausfallschritt, griff ins Tuch vor seinem Bauch und ließ die nächste Kartoffel in die Furche fallen. Aus den Augenwinkeln versuchte er, die Lerche wiederzufinden.

2

Am Nachmittag kehrten Tessa und die Jungs auf den Bendixenhof zurück, der am Rande Norddorfs lag. Hermann saß zur Linken der jungen Bäuerin auf dem Kutschbrett, Nan-ning zu ihrer Rechten.

Auf dem Hof flitzten Schwalben über den Boden und ließen sich auch von dem heranrumpelnden Gespann nicht stören. Zwischen Scheune und Haus gorkelten Hühner umher, scharrtten mal hier, mal dort im staubigen Untergrund. Tschilpende Spatzen hatten sich unter sie gemischt, gingen dem größeren Federvieh aus dem Weg und pickten dort, wo die Hühner etwas übersehen hatten.

Tessas Mutter Inge kam aus dem Bauernhaus und stellte zwei Milchkannen vor die Tür. Sie trug eine dunkelblaue gemusterte Kittelschürze und hatte ihr Haar wie immer unter einem Tuch verborgen. Wortlos hob sie die Hand zum Gruß. Bevor sie wieder im Haus verschwunden war, schoss Tessas älterer Sohn Erk an seiner Oma vorbei.

»Mutti, Mutti!«

Dann kam der dreijährige Georg hinterdreingetapst.

»Mutti, Mutti!«

Sie folgten dem Wagen vor die weit geöffnete Scheune und standen auf Höhe des Kutschbretts parat, als Tessa die Zügel straff zog und die Pferde stampfend und nickend stehen blieben. Sie waren unruhig, wollten in den Stall zu

ihrem Futter. Die Brüder wichen um keinen Zentimeter, als Nanning vom Kutschbrett herabstieg. Die beiden kleinen Jungen klebten an ihrer Mutter, sobald diese auf den heimischen Hof zurückkehrte. Wie Hermanns und Nannings Vater war auch der von Erk und Georg im Krieg. Im Gegensatz zu Nannings Vater aber war ihrer ein einfacher Soldat und kein Obersturmführer.

Manchmal war es ganz schlimm mit den beiden, und Tessa konnte kaum einen Handgriff tun, ein Kind auf dem Arm und das andere an der Hand. Dann blieb umso mehr Arbeit an Nanning und Hermann hängen, die jetzt die Pferde abspannten, die Schlingen von der Wagendeichsel zogen und die beiden Schleswiger an ihren Halftern zu Heuraufe und Tränke hinüberführten. Anschließend ließen sie sich in der Kornkammer von Tessa Hühnerfutter in ihre mitgebrachten Eimer schütten. In der Scheune holten sie ihre Säcke vom Karren. Nach getaner Arbeit hatte ihnen Tessa wie üblich noch erlaubt, von ihren Feldern Gras und Kraut für die Kaninchen daheim zu rupfen.

Als sie hinter Tessa nach draußen kamen, melkte Tessas Mutter eine Kuh, die sie mit einem Strick an der Stallwand festgemacht hatte. In einigem Abstand standen zwei weitere Kühe. Die Milch spritzte in kurzen Strahlstößen gegen die Innenwand des Eimers.

Ohne das Melken zu unterbrechen, wandte Inge den Kopf gerade so weit, um erkennen zu können, dass da jemand stand.

»Fertig geworden?«

»Nee, zwei Stunden noch.«

Inge erhob sich ächzend vom Melkschemel und stellte ihn und den Milcheimer beiseite. Sie löste die Schnur, die

den Kuhschwanz am Hinterbein des Tieres hielt. Augenblicklich schlug der Schwanz in Bogenbewegungen aus. Inge trug Eimer und Schemel zur nächsten Kuh.

»Dat hätt'st auch noch mitnehmen können.«

Mit Bestimmtheit schnappte sie sich den herumwedelnden dreckigen Kuhschwanz und band ihn fest.

»Mann, hast vergessen. Die Jungs, dat sind Kinder.«

»Wir sind all' lang keine Kinder mehr«, sagte Nanning und trat neben Tessa, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Aus dem Augenwinkel sah er, dass Hermann nickte.

Tessa gluckste amüsiert, und Georg auf ihrem Arm versuchte, das Geräusch nachzuahmen.

»Denn holt mal eure Kannen, Männers.«

Inge kippte frische Milch aus dem Eimer in Hermanns und Nannings Kannen. Wie es schäumte! Sah wunderbar aus, fand Nanning, es machte ihm den Mund wässrig.

»Morgen sollt ihr denn jeder wieder 'n Stück Butter haben, meine Großen.«

Die Freunde nickten und tauschten einen Blick. Nannings Vorfreude spiegelte sich auf Hermanns Gesicht wider. Dann ließ ein Rasseln sie zugleich die Köpfe drehen.

»Eh, Boy!«, rief Tessa und ging zum offenen Hoftor. Nanning und Hermann reckten die Hälse.

Boy Kröger, bei Wind und Wetter die Pfeife im Mundwinkel, parierte die Pferde vor seinem großen Fuhrwerk durch. Es hielt quer vor dem Hofeingang, so als habe er vor, den Bendixenhof damit abzusperren. Abgesehen von einigen gestapelten Koffern war die Ladefläche seines Wagens mit fremden Menschen überfüllt, die regungslos aneinandergedrängt dastanden. Kleine Kinder, Mädchen und Jungen im

Schulalter sowie einige ältere Männer, doch hauptsächlich Frauen jeden Alters.

»*Gud Dai!*«, rief Boy Kröger vom Wagen herunter. Als er sprach, kam Rauch aus seinem Mund und wurde sofort vom Wind fortgeblasen.

»*Gud dai!* Sind die das?«

»Nur 'n paar von den ersten achthundert.«

»Sprechen die Deutsch?«

Inge war aufgestanden und ging zu ihrer Tochter ans Tor. Nanning und Hermann folgten ihr, ohne die Säcke, Eimer und Milchkannen abzusetzen. Die Fremden wirkten wie auf den Wagen verladene Statuen. Nanning ließ sie nicht aus den Augen.

»Mensch, Tessa«, Boy Krögers Augenrollen übertrug sich auf seinen ganzen Kopf, »das sind Deutsche!«

»Guten Abend«, sagte Tessa und bemühte sich um Hochdeutsch.

Jemand von der Ladefläche erwiderte ihren Gruß.

Boy Kröger, der sich umgeschaut und die Pfeife dafür aus dem Mund genommen hatte, steckte sie sich zurück zwischen die Zähne und sah Tessa an.

»Kommen noch mal tausend.«

»Mann, denn sind das zweimal, was wir hier sind«, rief Inge.

»Ja, aber da sind 15 Millionen. Musst dir mal vorstellen, 15 Millionen aus Ostpreußen, Schlesien, Pommern. 15 Millionen sind vorm Russen weg, alles Deutsche. Und was der Russe noch zu fassen kriegt, haut er mit'm Gewehrkolben tot. Und die Frauen auch. Wenner sie«, Boy Kröger sprach etwas leiser, »gehabt hat.«

Nannings Blick wanderte über die Fremden, die alle-

samt wirkten, als hingen sie ihren Gedanken oder dem Ort, von dem sie kamen, nach. Ihre Jackenkragen hatten sie aufgestellt und die Köpfe zwischen die Schultern gezogen. Diejenigen, die keine Kinder an sich drückten, rieben sich die vor der Brust gekreuzten Oberarme. Auf Nanning machten sie den Eindruck, als stünden sie mitten in einem Schneesturm. Dabei war der Wind an diesem Tag überaus milde gestimmt und flaute immer wieder ab. Nanning konnte sich beim Anblick dieser bibbernden Festlandbewohner, die bei richtigem Schietwetter vor Angst vermutlich unter den Küchentisch krochen, ein kleines schadenfrohes Grinsen nicht verkneifen. Plötzlich traf sein Blick den eines Jungen, vielleicht zwei oder drei Jahre älter als er selbst. Seine Arme lagen auf dem bebenden Rücken eines kleineren Jungen, der ihm das Gesicht gegen die Brust drückte und es daran rieb, als versuche er, etwas loszuwerden. Nanning zuckte zusammen, mehr innerlich denn körperlich. Sein Grinsen war auf der Stelle verweht. Der Junge sah ihn vom Wagen herab mit blanker Feindseligkeit an, Nanning fühlte sich ertappt. Verlegen wich er dem Blick des anderen aus und heftete die Augen stattdessen auf Tessa, die den kleinen Georg auf ihrer Hüfte zurechtrückte.

»Und grade nach Amrum?«

»Weil hier die Hotels leer stehen.«

»Aber nich' meine Gästezimmer«, sagte Inge.

»Musst auch ma an die hier denken.« Boy Krögers Kopf ruckte zur Seite, sodass seine Pfeife kurz auf die Fremden hinter ihm zeigte. »Die haben nix, gar nix mehr. Du stehst immer noch auf dei'm eigenen Acker.«

Inge schnalzte laut mit der Zunge. »Denn wohl nich' mehr lange.«

»Viel mehr werden das nicht. Der Russe steht schon fünfzig Kilometer vor Berlin.«

»Na, denn ist' wenigstens Hitler sein Scheißkrieg zu Ende.«

War Nanning gerade noch dabei gewesen, abzuschätzen, was fünfzig Kilometer vor Berlin für Amrum oder für Hamburg bedeuteten, starrte er jetzt Tessa an. Ihm stand der Mund offen, und er fragte sich, ob er sich verhöhrt hatte.

»Let's hope for the best.«

Boy Kröger nahm kurz die Zügel an und gab zweimal einen klackenden Ton von sich. Sein Gespann zog an. Sobald eine ausreichende Lücke zwischen Fuhrwerksende und Hofzaun entstanden war, preschte Nanning vollbepackt, wie er war, los.

Die Ungeduld, schnell nach Hause zu kommen, kämpfte mit seinem Verantwortungsbewusstsein. Schon auf den ersten Metern war er kurz davor, zumindest den Eimer oder die Milchkanne irgendwo am Wegesrand abzustellen, um schneller laufen zu können. Wenn er allerdings später wiederkäme und Futtereimer oder Kanne nicht mehr da waren, es keine Milch für seine hochschwängere Mutter gäbe, kein Futter für die Hühner – gar nicht auszudenken! Also biss Nanning die Zähne zusammen und kämpfte sich Meter für Meter näher an zu Hause. Bei jedem allzu hastig gesetzten Laufschrift schwappte die Milch gefährlich, oder es flogen Körner im Eimer auf. Der auffrischende Wind hatte sich hinter die Dünen geschlichen, die sich zu seiner Linken auf türmten, und versuchte, Nanning in Schlagseite zu bringen. Schließlich erreichte er den Ortskern Norddorfs und querte, ohne sich umzusehen, die Hauptstraße, von der kaum Gefahr ausging. Die wenigen, die überhaupt Autos besaßen,

ließen sie stehen. Aller Treibstoff wurde schließlich an der Front benötigt. Seit kurz nach Kriegsbeginn war auch kein Omnibus mehr über die Insel gefahren. Und das, obwohl die erst wenige Monate zuvor als Ersatz für die Inselbahn von Wittdün nach Norddorf eingeführt worden waren.

Nanning lief mit schwerer werdenden Beinen geradewegs über das Schulgelände in der Dorfmitte. Dass Herr Simonischek ihn zufällig durch die Fenster des Klassenraums erspähen könnte, war ihm egal. Seine Finger fühlten sich an, als platzten sie jeden Moment, und drohten unter dem Gewicht von Eimer und Kanne nachzugeben. Ihn trieb der Wunsch an, von seiner Mutter zu erfahren, was das baldige Kriegsende für die Familie bedeuten würde.

Der Wind setzte für einen Moment aus.

»He!«

Auf der Höhe des Hotels und Tewe Bäcker, von wo aus der Weg nach Hause abschüssiger wurde und man auf die Marsch, den Deich und das dahinterliegende Wattenmeer blicken konnte, drehte Nanning sich keuchend um. Hermann kam, ebenfalls merklich unter seiner Last leidend, hinter ihm her über den Schulhof. Doch anstatt auf seinen Freund zu warten, stolperte Nanning voran. Es war nun nicht mehr weit.

»Eh, wart' mal!«

Die Straße, an der Hermanns und Nannings Elternhäuser lagen, gabelte sich hier. Es ging entweder weiter hinab zu den Salzwiesen oder den Geestrücken hinauf. Unbewusst rollte Nanning die Lippen in den Mund und presste sie aufeinander. Jeder Schritt riss nun wie ein bockiger Ochse an seinen Schultern. Da war sein Elternhaus, direkt neben dem von Hermann.

»Wart' ma, du Idiot!«

Hermanns Stimme klang näher als zuvor. Er hatte beinahe zu Nanning aufgeschlossen, und Nanning entschied sich, nun da er praktisch da war, die letzten Schritte zu gehen. Als Hermann auf gleicher Höhe war, schnappte er ein paarmal mit weit geöffnetem Mund nach Luft und wischte sich anschließend mit dem Oberarm den Schweiß von der Stirn.

»Was rennst du so?«

»Krieg zu Ende, denn kommt mein Vater nach Haus.«

Nebeneinander gingen sie zu den Häusern hinauf, der Grundstückszaun nun zwischen ihnen.

»Oder ist tot.«

»Tot?«

Nanning stoppte abrupt, noch während er dieses Wort wiederholte, das Hermann ihm so achtlos über den Zaun zugeworfen hatte. Er sah ihn an, als läge hinter der Stirn des Freundes etwas, das ihm dabei helfen konnte, dieses Wort auseinanderzufalten und schneller zu seiner Bedeutung vorzudringen. Doch auch ohne eine weitere Erklärung von Hermann begann sich eine Vorstellung darüber auszuformen, was das Kriegsende, noch dazu das eines verlorenen Kriegs, auch bedeuten konnte.

Nannings Augen weiteten sich. Er vergaß zu blinzeln, und seine Sicht verschwamm. Dann fuhr er herum und lief auf die Haustür zu. Milch platschte ihm aus der Kanne gegen die Finger. Um keine Zeit zu verlieren, presste er mit dem Ellbogen die Klinke herunter und stieß die Haustür auf.

Ohne den Widerstand der Tür fiel er durch das Gewicht der Milchkanne auf der einen, Futtersack und Eimer auf der anderen Seite geradezu in den kurzen Hausflur. Nanning bekam den Türgriff nicht mehr zu fassen, und dieser knall-

te schwungvoll gegen die Wand. Etwas Putz bröckelte zu Boden. Weil er fürchtete, einer der heiß geliebten Noldes seiner Mutter würde durch die Erschütterung von der Wand fallen, fror Nanning eine Schrecksekunde lang ein. Aber die Gemälde blieben an ihren Nägeln hängen.

»Mutter!«

Die Küchentür war angelehnt. Nanning prokelte die Fußspitze zwischen Zarge und Tür, schob sie auf und wankte in die lang gezogene Küche. Der Rübengeruch nach frisch umgegrabener Erde lag in der Luft.

»Mutter!«

Im selben Atemzug spürte er eine gewisse Erleichterung, als er sie zur Linken quer zum Tischende sitzen sah. Ihr weizenblondes Haar war wie ein Kranz um den Kopf gelegt. Sie musste es gestern Abend, nachdem Nanning ins Bett gegangen war, noch neu geflochten haben. Sie sah müde aus.

Nanning ging gerade um den Tisch herum, als Tante Ena mit einem der großen Töpfe, gefüllt mit Wasser, einen Schritt vom Handstein der Pumpe auf ihn zumachte und ihm den Weg verspernte.

»Was ist das für'n Gebrüll? Willst du uns zu Tode erschrecken?«

Ihr Blick war auf den Herd gerichtet. Nanning machte ihr Platz. Bevor er sich in Bewegung setzen konnte, hatte Tante Ena den Topf abgestellt und griff bereits nach der Milchkanne in seiner Hand. Sie stellte die Kanne, die nun Nannings Sicht auf die Mutter blockierte, mit einem Scheppern auf den Küchentisch. Nannings jüngerer Bruder Macker saß an der Wandseite des Tisches. Er hatte die Arme auf der Tischplatte verschränkt und lag so mit der Wange darauf, dass er zusehen konnte, wie ihre Mutter Rüben klein schnitt.

»Und nu erst mal die Tiere füttern.«

Nanning rührte sich nicht, auch wenn seine Gedanken durcheinanderpolterten.

»Nun lass ihn mal durch, Ena.«

Vom weichen Ton seiner Mutter ermutigt, machte Nanning Anstalten, sich in Bewegung zu setzen. Doch anstatt beiseitezutreten, stemmte Ena die Fäuste in die Hüfte, brachte ihr Gesicht auf seine Höhe und fixierte ihn. Ihre Augen hatten die Farbe von jungem Gras.

»Aber nur, wenn er dich nicht weiter aufregt.«

Sie würde nicht weichen, ehe er nicht klein beigäbe. In diesem Haus voller Dickschädel war seine Tante wahrscheinlich der größte von allen, vielleicht sogar noch sturer als Macker.

Nannings Nicken glich einer Ausweichbewegung.

»Versprochen?«

Er sah wieder zu ihr auf, hielt ihrem Blick aber nicht länger als einen flüchtigen Moment stand.

»Ja, Tante Ena.«

Sie trat ein wenig beiseite, sodass Nanning gerade so an ihr vorbeischlüpfen konnte. Seine Mutter legte die halb geschnittene Rübe aufs Schneidebrett und das Messer beiseite. Mackers Augen verfolgten den Weg des Messers aufmerksam. Sie breitete die Arme aus.

»Komm mal her, mein Großer.«

Nanning stellte den Eimer ab und ließ den Sack von der Schulter rutschen. Seine Mutter zog ihn an sich und legte die Arme um ihn. Selbst durch ihr Schürzenkleid hindurch spürte Nanning die Wärme, die der pralle Bauch abgab und so anders war als jede Wärme, die er zuvor gespürt hatte.

»Wieder 'ne ganze Kanne Milch. Was wär ich ohne dich.«

Sie gab ihm einen Kuss auf die Stirn, und Nanning musste grinsen. Er drehte das Gesicht zur Fensterseite, weg von seinem kleinen Bruder, der in diesem Moment eh nur Augen für das vor Rübensaft glänzende Messer hatte. Die Mutter strich Nanning durchs Haar. Er schloss die Augen und hatte das Gefühl, er könne jeden ihrer Finger spüren.

Sie presste ihn noch einmal an sich, fester als zuvor und nur ganz kurz, und wiederholte: »Was wär ich ohne dich?«

»Und ohne mich.«

Macker hatte den Kopf gehoben, um das zu sagen. Ihre Mutter lachte.

»Und ohne dich, ja.«

Macker legte den Kopf wieder auf den Armen ab.

Nanning trat auf der Stelle. Er fingerte am Schürzenstoff über dem Bauch seiner Mutter herum. Irgendwo darunter schien das Baby gerade zu schlafen. Die Frage, die ihn so umtrieb, musste auf die richtige Weise gestellt werden. Wenn es einfach so aus ihm heraussprudelte, würde er womöglich die falschen Worte benutzen und seine Mutter wütend machen.

»Zum Geburtstag möcht' ich 'n Messer«, platzte Macker in Nannings Überlegungen hinein.

»Wozu das denn?«

»Dass ich 'n Messer hab.«

»Ach«, sagte Tante Ena und machte eine wegweisende Handbewegung in Mackers Richtung. Dann gab sie Nanning einen Klaps auf den Oberarm. »Und nu raus, die Tiere.«

Enttäuscht atmete Nanning aus. Er griff nach Eimer und Futtersack, doch dann zögerte er. Inges Versprechen von vorhin war ihm wieder eingefallen.

»Morgen soll ich 'n Stück Butter haben.«

»Was? Butter?«

Die Augen seiner Mutter strahlten in einem Glanz auf, der an Macker erinnerte, wann immer man ihm einen Teller mit dampfendem Essen vor die Nase stellte.

»Butterbrot mit Marmelade«, sagte sie in sehnsüchtigem Ton, schloss die Augen und begann, wie mit vollem Mund zu kauen. Dabei machte sie ein Geräusch, als schmeckte es ihr ganz hervorragend. Der Anblick, wie sie ihr ausgedachtes Marmeladenbutterbrot genoss, machte ihn überraschend wehmütig. Es war, als erinnerte es ihn an etwas von früher, ohne dass er hätte benennen können, an was genau. Sogar Macker löste den Blick vom Messer. Er sah so begierig hinüber, als könnte sie durch ihre Vorstellungskraft tatsächlich ein Marmeladenbrot entstehen lassen und er wollte nun fragen, ob sie ihm nicht auch einen Happen in den Mund zaubern könne.

»Aber jetzt.«

Tante Ena schob Nanning vor sich her und nach nebenan in die Waschküche. Dort stieß sie mit dem Fuß die Tür hinter sich zu, kniete sich vor ihn und umfasste seine Oberarme.

»Wir haben Mutter doch lieb?«

»Du auch?«

Sie stolperte über ein noch nicht begonnenes Wort, atmete es in einem leise geprusteten Lacher aus und setzte aufs Neue an. »Was soll das denn?«

»Weil ihr euch immer zankt.«

»Hille ist meine Schwester. Und ich sag noch mal, wir müssen sie vor jeder Aufregung schützen.«

»Ja.«

Mit sanftem Druck bedeutete sie Nanning, sich zu drehen. »Und nun fütter dein Vieh.«

»Es ist nur –«, Nanning hielt inne, »Vater kann tot sein.«
Ein Zucken durchfuhr seine Tante. Sie drückte kurz fest zu, sodass Nanning der Oberarm wehtat.

»Wer hat das gesagt?«

»Hermann.«

»Im Krieg kann man von jedem sagen, er könnte tot sein. Solange wir keinen Totenschein haben, ist dein Vater lebendig.«

»Aber ich muss trotzdem die ganze Zeit an Vater denken.«

Als sei sie erschöpft, blies Tante Ena Luft durch die Nase und senkte den Kopf. Zwei rostbraune Locken rutschten ihr in die Stirn. Sie sah Nanning wieder an, und er konnte eine Sanftheit in ihren Zügen ausmachen, die zuvor nicht da gewesen war. Als wollte sie ihre Grobheit ausgleichen.

»Das versteh ich doch, mein Nanning.« Sie strich ihm mit dem Daumen über die Wange. In ruhigeren Momenten wie diesen hätte Nanning schwören können, dass sich die Sommersprossen seiner Tante Ena mit der Zeit ebenso veränderten, wie es der Kniepsand tat. »Aber nu erst recht nichts zu Mutter, nicht?«

»Und wenn er doch tot ist?«

»Nu erst mal das Vieh!«

Sie hatte sich aufgerichtet und ihr übliches forsches Wesen wieder angenommen. Sie hielt ihm die Tür auf. Nanning zögerte kurz, aber er wusste, dass die Unterhaltung zu Ende war, und trottete an ihr vorüber auf den Hof.

Sofort wurde er von den Hühnern umringt. Aufgeregt drängten sie zum Futtereimer. Die gierigsten unter ihnen pickten zur Probe sogar an Nannings Füßen. Während er den Hof zu den Kaninchenställen überquerte, warf er ihnen

Hände voll Hafer und Roggen hin. Bei jedem weiteren Schwall an Körnern flitzten die Hühner aufs Neue los und hackten auf den Boden ein.

Vor den Kaninchenställen setzte Nanning den Sack ab und stopfte das Gras und Kraut durch die Gitter. Die Kaninchen nahmen es rupfend entgegen und mümmelten es klein. Abwesend bückte er sich, hob das herabgefallene zerpfückte Grünzeug auf und stopfte es nach. Er spürte das gierige Zupfen der Tiere, aber seine Gedanken waren weit entfernt. Wie eine Schar Silbermöwen über einem Kiebitznest, kreisten sie über diesem einen unscheinbaren Wort, das Hermann in den Mund genommen hatte, stürzten sich hinab und pickten und zerrten an diesen läppischen drei Buchstaben, an denen so viel hing.

Während des Abendessens war Nanning sehr still. Er nahm das Quengeln seiner kleinen Schwester, Mackers Rumgemmel mit dem Messer und die Zurechtweisungen von Mutter und Tante so wahr, als befände er sich in einem anderen Teil des Hauses.

Erst als seine Mutter Mechthild zu Bett gebracht hatte und sich zum Stricken an die Stirnseite des Küchentisches setzte, kehrte Nanning ins Jetzt zurück. Die Ungewissheit, die Boy Krögers Neuigkeiten in ihm ausgelöst hatten, war kaum noch auszuhalten. Aber bis zu diesem Augenblick hatte es keine Situation gegeben, in der er mit seiner Mutter allein gewesen war. Noch immer suchte Nanning nach den richtigen Worten. Der allabendliche Lärm aus dem angrenzenden Kinderzimmer machte es ihm nicht leichter. Unter der Spüle stand der Eimer mit den Resten. Er war bereits halb voll mit Kartoffelschalen, Rübenrinden und Küchenabfällen.

Mit einem lauten Klackern des Schlosses flog die Kinderzimmertür wieder auf.

»Ich muss Nanning helfen!«

Macker kam in die Küche gestürzt und rannte Nanning, der gerade die Teller in den Handstein stellen wollte, beinahe um. Dann verschanzte er sich hinter dem großen Bauch ihrer Mutter. Seit Tante Ena das Ritual des Zubettbringens übernommen hatte, ertrug die Mutter das damit immer eingehende Tohuwabohu leichter.

»Du musst ins Bett!«

Tante Ena war Macker dicht auf den Fersen. Im Vorbeihasten stieß sie gegen Nanning, woraufhin dieser die gestapelten Teller lieber wieder auf dem Küchentisch abstellte, bevor noch alles zu Bruch ging.

Als würde er aus einem Schützengraben heraus den Feind bespähen wollen, tauchte Mackers Kopf kurz hinter dem Bauch auf.

»Und Nanning?«

Tante Ena war blitzschnell zur Stelle. Sie bekam Macker zu packen, zog ihn am Nachthemdkragen aus seiner Deckung und führte ihn ab.

»Der ist älter.«

»Immer ist Nanning älter. Das ist ungerecht!«

»Ja, sehr ungerecht.«

Nachdem Ena die Tür zugezogen hatte, schüttelte Nannings Mutter schmunzelnd den Kopf. Sie hatte nicht aufgehört zu stricken.

Jetzt, wo es wieder sicher war, stellte Nanning die Teller in den Handstein herüber. Dann wischte er in Kreisbewegungen den Küchentisch ab, knüllte das Wischtuch zusammen und hielt es unter die Öffnung der Kolbenpumpe. Mit der

anderen Hand pumpte er kaltes Wasser hervor – im Augenwinkel sah er nach seiner Mutter. Sie strickte und summtete kaum hörbar eine Melodie von Schubert, die auch Nanning in- und auswendig kannte, weil sie sie so gerne auf dem Klavier spielte. Seine Mutter spielen zu sehen war wunderbar, vor allem vierhändig mit Tante Ena zusammen, stritten sie sich einmal nicht. Doch die Mutter so friedlich vor sich hin summen zu hören, fand Nanning fast noch schöner. Er bekam dann so ein angenehmes Kribbeln im Nacken, das ihm das Gefühl gab, alles sei gut, so wie es war. Sorgfältig wrang Nanning das Tuch aus und hängte es unter eines der Küchenfenster. Seine Mutter im Auge behaltend, ging er zur Tür. Er war sich bewusst, dass es Ärger geben würde, aber sein Bedürfnis, sich zu vergewissern, war größer als die Hemmung. Seine Mutter strickte und summtete, blickte nicht auf, und er stahl sich leise in den Flur davon.

Vor der guten Stube, die, kam man ins Haus, links der Haustür lag, horchte er einen Augenblick lang, ob seine Mutter ihn zurückrufen würde. Behutsam öffnete er die Tür und schlüpfte hinein. Er nutzte jede Gelegenheit, sich dort aufzuhalten. Zu gerne streifte er mit den Fingern die vielen Buchrücken in dem Bücherregal entlang und las die Titel dabei halblaut vor. Einige der Bücher hatte sein Vater geschrieben, aber leider beschäftigte sich kein einziges davon mit Themen, die Nanning interessant fand. Auch sah er sich gerne die Gemälde der Segelschiffe aus der Nähe an. Sie gehörten zu den jeweils darüber hängenden Kapitänsbildern seiner Vorfahren.

Jetzt allerdings schenkte er Bücherregal und Gemälden keine große Beachtung. Stattdessen ging er schnurstracks auf die Anrichte neben der alten bemalten Truhe zu, griff nach

dem gerahmten Foto in der Mitte, klemmte es sich unter den Arm und schlich davon, sich unter den strengen Blicken der Kapitäne wegduckend.

Seine Mutter schaute nicht auf, als er wieder in die Küche trat. Vielleicht hatte sie seine kurze Abwesenheit nicht einmal bemerkt. Das gerahmte Foto legte er auf den Küchentisch, drehte es so, dass es richtig herum zur Mutter lag, schob es noch ein wenig näher auf sie zu und wartete. Die Stricknadeln vollführten zwei, drei, vier weitere Umschlingungen, bevor Nannings Mutter die Hände sinken ließ.

»Warst du in der guten Stube?«, sagte sie, ohne den Kopf zu heben. Die Strenge in ihrer Stimme kam ungewohnt stumpf daher. Nanning zog einen Stuhl vor und setzte sich zu ihr. Er legte den Zeigefinger auf seinen Vater, der im Vordergrund des Fotos neben der Mutter stand. Beide in Uniform, beide mit ernsthafter Haltung und Ausdruck. Nanning stand in ihrer Mitte, direkt vor ihnen, und schaute der Kamera, an die er sich nicht erinnern konnte, aus leicht verkniffenen Augen entgegen. Hinter ihnen der türlose düstere Eingang eines langen Hauses, dessen Dach knapp über der Erde endete und die Hausmauer darunter in Schatten tauchte.

»Weil ich immer an Vater denken muss.«

Die Augen seiner Mutter waren auf den Vater gerichtet. Sie lächelte.

»Ja, ich auch.«

Nannings Finger wanderten das Foto entlang zum reetgedeckten Dach. Mehrmals klopfte er mit der Fingerspitze auf das Glas des Fotos.

»Als wir da gewohnt haben, war Vater immer da.«

»Da haben wir nie gewohnt. Das ist das Wikingerhaus, das ich rekonstruiert habe. Das weißt du doch.«